

Artemis und Orion

Im Novemberlicht des Mondes, im Schatten einer Einfahrt an einem kalten Winterabend stehst du, und für einen Augenblick leuchtet rot die Glut deiner Zigarette, und in ihrem Schein erkenne ich dich wieder. Deine Silhouette erkenne ich wohl, doch über deinem Gesicht liegt der muffige Moder der Vergangenheit. Das periodische Licht ist längst erloschen, doch dein Schatten hängt über mir wie ein Spinnennetz. Je mehr ich mich bewege, desto mehr verfangen mich; dein Netz klebt an mir; du klebst an mir. Ich höre den Gesang der Sirenen und die flackernde Flamme der Kerze vor meinen Augen wird zu einem flackernden roten Licht...

Geliebte Artemis,
dass dort Du, Du der mein Herz gehört, tagein, tagaus hinter leblosen Gardinen dein einst blühendes Leben welken lässt, das kann und will ich nicht verstehn; deinetwegen bin ich hier; ich sehe jeden Atemzug von dir, ich sehe dein Gesicht, ich sehe jede deiner Bewegungen, ich sehe jeden Schritt von dir; ich sehe jedes deiner

Worte, ich sehe das du mich willst – darum und deinetwegen bin ich hier, bin ich überall; seit du gingst bin ich umhergeirrt ohne Schatten, ohne Spuren; so stehe ich hier und friere, sehne mich nach deiner Umarmung, deiner warmen Haut, deinen glühenden Lippen; wenn ich schlafe träume ich einzig von deiner bezaubernden Gestalt, kann dich nicht verdrängen; allerorts sehe ich nur dich, nur dein Haar, nur dein Gesicht; ich sehe dir zu, ich passe auf dich auf, ich beschütze dich, ich wache über jeden Atemzug von dir... – In Liebe, Dein Orion

Immer wieder dieselben Szenen: Ungezählte Abende, dasselbe Schauspiel, dieselbe Dramaturgie, derselbe Protagonist. Ich bin dein Opfer, habe kein Leben mehr, bin lebendig tot. Du bist mein großer Bruder, du warst mein Amant, du nimmst mir den Schlaf, damals wie jetzt, du kennst keine Schuld, du bist mein Schuldner. Tage, Wochen, Monate, Jahre nutzlos vertan, unwiederbringlich. Ich erhob meinen Willen über den Deinen, zahle dafür nun den Preis.

In meinem Keller verrotten die Reliquien deiner Gunst. Kleine blassrosa Schachteln mit kleinen brandroten Schleifen, kleine blutarme Kärtchen an ihnen. Ich weiß nicht, was in den Päckchen verborgen ist; will es nicht wissen. Blumen prasseln wie ein tropischer Starkregen auf mich nieder, zu Hause, in meinem Büro, fast jeden Tag. Früher hast du mich nie beschenkt und warum jetzt? Nur einmal kauftest du ein Kleinod für mich. Wie die Kette eines Ankers hing das Geschmeide an meinem Hals, golden, dick, schwer und bestückt mit einem diamantbesetzten, kleinen Vorhängeschloss. Dein Band unserer Liebe... ich mag Halsketten nicht, ich trag Halsketten nicht! Nicht mehr, nie wieder! Du bist dein eigener Cyrano de Bergerac. Unzählige Briefe schreibst du mir. Du tränkst sie in dieses Aftershave, das ich früher so gern an dir mochte, so gern inhalierte, doch nun degoutiert mich dieser Odor des Gestern und mich würgt der schale Geschmack des Gewesenen. Der Gedanke an dich und mich, an das Tier mit den zwei Rücken, an die Zeit vor meinem Tod, alles erzeugt mir Übelkeit.

Ignoranz bricht über mir zusammen, wie die Wellen am Strand; diese Brandung schlägt mir die Beine

fort, und ich fürchte, in einer Gischt aus Liebe zu ertrinken. Machtlos ist die Macht des Staates, trotz deiner Briefe, deiner Anrufe, deiner Geschenke, deines mir Aufschauerns; sie tragen Handschellen zur Schau, sie haben gebundene Hände. Verwarnt hat man dich; drohend den Finger erhoben, wie gegenüber einem kleinen Jungen, der unerlaubt mit der Hand in das Bonbonglas griff. Dann ließ man dich laufen, ließ dich in Ruh', stellte mir unsinnige Fragen, wimmelte mich ab – „*er will doch nur spielen*“ – und ich hörte im Geiste ihren Spottgesang: „Die hätte doch gern mal wieder einen“, „wer will die schon in Dessous sehen?“, „die kleine Staranwältin will bloß in die Presse“. Wer eine Pistole am Gürtel trägt, spricht schnell und leicht von Sicherheit. Tausendmal gesehen, tausendmal ist nichts geschehen. Eltern, Brüder, Verwandte, Freunde, ich schweige; schon lange quäle ich sie nicht mehr mit meiner unerträglichen Leichtigkeit der Einsamkeit. Sie wechselten die Themen, blieben stumm, gaben mir nichts als Blicke, doch von Mitleid gingen sie nahtlos über in Verständnislosigkeit. An einem Abend kam ich nach Haus und Blumen standen überall in meiner Wohnung, auf dem Esstisch, in der Küche, im

Wohnzimmer, auf dem Nachttisch neben meinem Bett. Getrieben von Panik und Furcht floh ich zu ihnen, doch wie begegneten sie mir? Rosen seien ein Zeichen der Liebe, sagte Mutter, und dass sie sich freute, bekäme sie sie von Papa. „Wechsle das Türschloss“, rieten sie mir und gaben mir „pass auf dich auf“ mit auf den einsamen Weg. Kein „ich komm zu dir“, kein „pack deine Sachen und zieh zu mir“... nichts! Sehe ich in ihre Gesichter, schaue ich durch Venezianische Spiegel und lese die Gedanken: Sie meinen, ich kenne Recht und Gesetz, sie meinen, ich könne mir selbst zur Seite stehen, sie meinen, ich bin mitschuldig, weil ich dich zurückwies, dich abwies, dich versties. Sie meinen, ich sei eine Tochter der Paranoia. Sie meinen, du seist kein schlechter Kerl...

In allen Ecken unserer kleinen Stadt sehe ich dein Gesicht. Durch Schaufensterscheiben, zwischen Fachwerkhäusern, neben Bäumen, hinter Sträuchern, selbst auf den Steinen des Kopfsteinpflasters, und deine Blicke durchbohren mich wie die Pfeile aus dem Köcher der Artemis. Nur selten noch wage ich mich auf die Straße, fühle mich wie Doktor Kimble, blicke mehr zurück als

nach vorn, und selbst in meinen eigenen vier Wänden fühle ich mich nicht mehr geschützt. Monat für Monat eine neue geheime Telefonnummer, ein neues Mobiltelefon, doch schon nach einem Tag höre ich wieder dein Atmen in meiner Hand. Kaffee trinke ich nur noch zu Haus und im Büro, Einladungen schlage ich aus, gehe nicht mehr essen, sehe Filme nur noch in meinem Käfig, bin eine einsame Insel mitten in diesem Ozean aus Leichtigkeit und Leben. Ich spüre deinen Atem im Nacken, fahre ich mit meinem Wagen durch die trostlose Gegend. Im Rückspiegel erscheinen Dinge oft näher, als sie sind. Ich sehe dich am Straßenrand, sehe dich an mir vorbeifahren, sehe dein Auto schon dort, wo ich ankomme. Ich besuche meine Eltern nicht mehr, fahre nicht mehr zu Freunden, nehme nicht mehr teil am Leben außerhalb von Wohnzimmer und Kanzlei. Die Nacht ist mir ein Gräuel. Spät erst schlafe ich ein, wache ständig auf, denn ich weiß dich ganz in meiner Nähe. Mal fährt ein Wagen langsam die Straße hindurch, mal hält ein Wagen an, wartet mit laufendem Motor direkt vor dem Haus, mal vernehme ich das Parken eines Wagens, das laute Zuschlagen einer Autotür und ich finde erst Schlaf, wenn

der Wagen sich wieder entfernt. Manchmal höre ich dich nächtens viele Dutzend Mal, wenn du mich umkreist wie ein Satellit. Das Brummen der Motoren klingt in meinen Ohren, wie unseren Großeltern einstmal das Brummen der Flieger, wenn sie in Schwärmen die Stadt überflogen, und ich kann nicht in den Keller fliehen, habe keinen Bunker, der mich vor deinen Angriffen zu schützen vermag. Manchmal dringt kurz der helle Schein einer Lampe durch die Vorhänge zu mir herein.

Ich wünsche mich in ein altes Märchen, nehme ein weißes Blatt Papier, meinen Füllfederhalter, schreibe: *Es war einmal ein Mensch mit Namen Schlemihl. Dieser Mann besaß keinen Schatten, ich besitz' indes einen zu viel.* Meine Augen füllen sich mit Tränen, sie laufen über meine Wangen, ich lache still, blicke durch die Gardine hinaus in die Freiheit und erhoffe mir den Besuch des Teufels, um dich an ihn zu verkaufen.

Immerzu denke ich daran, wie alles begann. Ein paar, zuerst harmlose, SMS und ich wusste nicht von wem. Dann riefst du mich an, aber deine Stimme blieb geheim. Niemand sagte ein einziges Wort. Aus ein paar SMS wurden bis zu drei Dutzend pro Tag, um sechs Uhr

früh begann das Martyrium, erst spät in der Nacht war es vorbei. Und dann... dann sah ich dich; hier in der Straße, beim Bäcker, im Supermarkt, vor der Kanzlei, und ich wusste, mein stimmloser Begleiter bist du. Ich enttarnte dich, am Telefon, per SMS, nannte dich bei deinem Namen und das war mein Vergehen. „Du wirst in der Hölle schmoren“ schriebst du mir nun und ähnliche Dinge. „Warum brennt bei Dir noch Licht?“ fragtest du mich, „Warum schläfst du noch nicht?“. Du sahst Männer das Haus betreten und verlassen, nanntest mich Flitschen und Hure, und du versprachst erneut ewige Treue: „Ich verfolge Dich ein Leben lang“. Früher ging ich mit dir überall hin, doch heute ist mein ständiger Begleiter die kleine metallene Flasche in der Tasche der Jacke. Selbst ein stilles Telefonat, ein Liebesbrief, ist für mich ein Anschlag, ein Anschlag auf mein Leben, auf meine Freiheit. Beides hast du mir genommen. Kein Wetter hält dich davon ab, mich zu bewachen. Ich sitze auf meinem Sofa und warte... was wirst du als nächstes tun?

Ich werde aus meiner Leblosigkeit aufgeschreckt. Das Telefon schrillt in meinen Ohren, wie die Alarm-

glocke auf dem sich neigenden Schiff. Ich werde panisch, will über Bord, doch alle Rettungsboote sind besetzt. Ich hebe ab, höre deutlich dein Atmen, spreche in den Hörer, ständig lauter, schreie, meine Stimme überschlägt sich, doch dann legst du auf. Wieder kein Wort von dir. Ich drücke den roten Knopf auf dem Fernsprecher, lasse die Arme sinken, lege den Kopf in den Nacken und schließe die Augen. Unheilvolle Ruhe wabert durch den Raum. Trügerische Stille vermischt sich mit dem Dunst der Zigaretten, und bald schon kann die Lautlosigkeit vorbei sein, und solange atme ich in meinem Gefängnis den Hauch des Friedens ein, den du in jeder Stunde brichst. Ich erschrecke; mein Mobiltelefon surrt. Deine Nachrichten brennen auf dem Anzeigefenster; ich kann sie nicht löschen. „Bald komme ich“ – „Ich warte auf dich überall“ – „Du entkommst mir nicht“ – „Haben dir meine Lilien gefallen?“ – Immer nur ein Satz. Schritte hallen im Treppenhaus. Ich schließe erneut die Augen und warte; Sekunden werden zur Ewigkeit, aber mit einem erlösenden Krach fällt eine Tür ins Schloss. Gepolter lässt mich zusammenfahren; in der Wohnung über mir fällt eine Flasche zu Boden, rollt und rollt... ich mag Parkettböden

nicht! Die Leichen der Zigaretten türmen sich in ihrem gläsernen Totenschrein. Das Licht im Raum nimmt mir die Sicht. Ich blase die grünen Kerzen aus. Durch das geöffnete Fenster dringt das Geschrei liebester Katzen. Herangezogen durch deine Sehnsucht ziehe ich mich dorthin. Ich sehe die Spitzen deiner Schuhe, deine Beine, deine grimmige Gestalt. Über den Fenstern im Parterre, drüben bei dir, liegen die grünen Fensterläden wie Deckel auf Särgen. Die Lebenden erwarten den Morgen; ich erwarte das nächste Läuten des Fernsprechers. Dein Arm hebt sich, und ich starre auf das Telefon in meiner Rechten, werfe es irgendwohin und ich drücke meine Hände auf meine Ohren und ich laufe in die Diele und ich reiße das Kabel aus der Wand. Dein Rufen erstirbt... nach zwölf Monden der Agonie.

Immerfort surrt mein Mobiltelefon. Unbekannt rufst du mich an, einmal – zweimal – dreimal... ich zittere, ich drücke dich weg, einmal – zweimal – dreimal; ich schalte dich aus. Ich gehe ans Fenster, ziehe die Vorhänge zu, sehe die Glut rot in der Einfahrt leuchten. Du trittst aus deinem Schatten, blickst hinauf zu mir und für einen Moment wirft das klare Mondlicht ein beißendes

Bild deiner kugeligen Augen zu mir herauf. Ich schnelle zu Boden, bleibe reglos liegen, die Hände hinter dem Kopf verschränkt, die bebenden Arme gegen den Kopf gepresst, das Gesicht im Teppich vergraben. Ich warte, krieche alsdann auf allen Vieren fort, fliehe in die Schlafzimmergruft. Ich wage mich nicht in das Bett, denn dort trägt mein Kissen deine halbverblassten Züge, und verharre wie gelähmt vor dem Nachttisch. Das Ticken des Weckers klingt in meinen Ohren, wie der Hammer eines Schmieds auf dem Amboss. Rot glüht das heiße Metall. Ich sehe den Amboss, ich sehe deine Augen, ich sehe den Hammer, ich sehe die rote Glut, und ich fühle, wie du mit jedem Schlag lauthals meinen Namen denkst. *Cynthia, Cynthia, Cynthia...*

Irgendwer geht durch das Treppenhaus und die Wohnungstüren bleiben stumm. Feucht sind die Innenflächen meiner Hände. Ich erhebe mich, schleiche mich zur Wohnungstür, wage einen scheuen Blick durch den Spion. Ich sehe deine Schuhe, deine Beine auf dem Absatz, sehe den Feind an meiner Tür und ich weiche zurück. Schritte hallen im Treppenhaus. Rhythmisches Staccato. Hammer und Amboss. – *Cynthia, Cynthia,*

Cynthia – Ich atme schnell, ich friere, meine Knie drohen in Schutt und Asche zu versinken, ich schließe die Augen und mir wird schwindelig, ich zähle tonlos „einundzwanzig“, „zweiundzwanzig“, „dreiundzwanzig“ und nach einem Ruck meines Kopfes blicke ich wieder durch den Spion, und für einen Moment wirft das beißende Mondlicht ein klares Bild deines kugeligen Auges durch das Spundloch zu mir. Ein leiser Schrei; ein lautes Lachen; Schritte entfernen sich, verklingen im Nebelschleier meiner Furcht, die mich zu Boden zieht. Ich sitze mit dem Rücken an die Wand gelehnt und kleine Tropfen benetzen meinen Arm. Dann neige ich mich zur Seite, sinke bis auf den Grund. Kurz kreischt meine Klingel; kurz zuckt mein Körper, lange liege ich zitternd in der Diele; unendlich lange. Keine Schwimmweste, kein Rettungsring, alle Boote besetzt. Stumme Hilferufe dröhnen in meinem Kopf - *Cynthia, Cynthia, Cynthia...*

...ich wache auf, blicke zur Uhr und du bist erst vor sieben Minuten gegangen. Ich quäle mich auf meine schmerzenden Beine, ziehe mir die Jacke über und verlasse den Raum, die Wohnung, das Haus. Die Bogenlampen lassen ihre Köpfe hängen, und aus einem ge-

öffneten Fenster fließt zäh der spitze Laut des Sekundenglücks und vor Scham verscharre ich meine Ohren unter dem Grabhügel unserer gewesenen Liebe. Requiescat in pacem steht auf dem schlichten Holzkreuz über unseren Namen. Ich schaue mich um, bin umgeben von Bäumen, und der Mond leuchtet mir den Fußweg durch die Waldung hinter der Stadt. Ohne Rücksicht auf meine Schläfrigkeit gehe ich, beschleunige meine Schritte, eile, laufe. Ich entlaufe dir; ich laufe den Weg entlang; tiefer Morast hindert mich im Laufen; meine Beine sind flink, aber ich komme nicht vorwärts; du fährst mir langsam mit dem Wagen nach, ich stolpere, du treibst mich, ich strauchele, du triffst mich, ich falle; du überrollst mich und mein Gesicht versinkt in einer Melange aus Beengtheit, Blut und Brandy. Von einem Baum ruft ein Kauz sein „*komm mit – komm mit*“. Mit letzter Kraft erhebe ich meinen Kopf und sehe dir nach, durch einen roten Schleier. Langsam vergehen die Rücklichter; es wird Nacht...

Ich wache auf, blicke zur Uhr und du bist erst vor sieben Minuten gegangen. Ich quäle mich auf meine schmerzenden Beine, schleppe mich in das Wohn-

zimmer, schalte den Fernseher ein, zünde mir eine Zigarette an und sehe lustlos auf den Bildschirm. Ich betäube meine Furcht mit einem Cognac und setze die Flasche an meine Lippen. Ich sehe eine Führerstandsmitfahrt; Indien: Bombay - Bhopal. Ich sehe Menschen; sie reden nicht, sie tanzen nicht; sie singen nicht.

Ich trinke heißen, starken Kaffee, ich schalte mein Mobiltelefon ein. Zwölf Anrufe in Abwesenheit, zwölf neue Nachrichten. Ich muss gehen, ich dusche mich, ich ziehe frische Kleidung an und ich verlasse das Haus. Verwaist liegt drüben die Einfahrt, denn du weißt das ich komme, und dein Mut reicht nur bis vor meine Tür, bis unter mein Fenster. Die Rabatte vor dem Haus ist für dich der Garten des Capulet, doch flieht der Liebende, öffnet sich die Türe des Balkons. Deine Augen weiden sich an meinem Schattenbild, doch trete ich hinaus ans Tageslicht, so läufst du fort. Dich treibt die Sucht nach dem Klang meiner Stimme, doch dich peinigen meine Worte. Dein beredtes Schweigen ist erzwungen und ich sehe dich, die gekrümmte Hand vor dem Mund, als fürchtest du, dein Atem könne dich verraten. Dabei dämmern im Dunkel der Dachkammer Myriaden von

Phantombildern liebevoll sortiert ihrem Zerfall entgegen. Jede Seite in jedem Album ein sprechender Steckbrief.

Ich sitze in meiner Kanzlei, wie an jedem Tag und spiele das Theater des Alltags, doch jede Szene misslingt. Nicht das was ist kümmert mich, sondern das was kommen mag. Ich warte auf den Vorhang, schlucke diese verdammten Pillen mit Cognac hinunter, telefoniere willenlos dutzendfach stumm mit dir, rufe die E-Mails meiner Klienten ab. Ich beginne zu schwitzen, mein Herz rast, ich zittere, ich verspüre ein Stechen in meiner Brust; mein Atmen schallt von den Wänden zurück; ich lese die Betreffs: „komm-mit, komm-mit“ – „Ich warte auf dich überall“ – „Du entkommst mir nicht“ – „Haben dir meine Lilien gefallen?“. Ich fahre zusammen, die Bürotür fliegt krachend auf, irgendwer hat geschrien, meine Sekretärin schaut abwechselnd besorgt zu mir und auf den Haufen Schrott, der rauchend neben meinem Schreibtisch auf dem Boden liegt. Stumm blicke ich zu ihr hinüber; hinter ihr erscheint der Blumenbote lächelnd und rahmenfüllend in der Tür. Ich höre deutlich sein Atmen, spreche in den Raum, ständig lauter,

schreie, meine Stimme überschlägt sich, doch dann ist er verschwunden. Mir wird übel und ich laufe einfach fort.

Irgendwann fahre ich nach Haus als der Abend anbricht und warte auf dich, wie an jedem Tag. Starr sitze ich auf dem Sofa, jeder Muskel des Körpers angespannt. Ich sehe dich vor mir in der Einfahrt stehen, sehe dein aasiges Lächeln, sehe dich mit brechenden Augen im Asphalt versinken, sehe im bläulichen Nebel ein schlichtes Holzkreuz und auf ihm steht requiescat in pacem über deinem Namen. Plötzlicher Lärm lasst mich zusammenschrecken. Mein Mobiltelefon surrt flüsternd, kriecht gleich einem Insekt über die blanke Platte des Tisches und ohne hinzusehen greife ich nach dem kleinen Apparat, drücke mechanisch auf seine Knöpfe, halte ihn an meinen Kopf, spreche roboterhaft irgend-etwas hinein, höre dich atmen, schalte das Gerät aus und werfe es neben mir auf das Sofa. Ich greife nacheinander zur Tablettenschachtel und zum Glas mit Cognac...

Ich spiele dein Spiel nach deinen Regeln, wie an jedem Tag. Du hattest einst versucht dir zu nehmen, was allein mir gehört. Danach stieß ich dich zurück, jagte ich dich fort und jetzt jagst du mich wie ein wildes Tier.

Vergangene Nacht kamst du herauf zu mir, doch nächstens schon gehe ich hinunter zu dir und dann... was dann? Das Sternbild des Orion weist mir bald den Weg. Starr blicke ich in die flackernde Flamme der Kerze auf dem Tisch; die Feuerzunge verschwimmt vor meinen Augen, wird zu einem lodernden Meer und in ihm erkenne ich einen kleinen dunklen Punkt. Apollon hat ihn mir gezeigt und ich weiß, jetzt muss es sein!

Im Neumond des Novembers, im Schatten einer Einfahrt an einem kalten Winterabend stehst du vor mir, und für einen Augenblick leuchtet rot die Glut in meiner Hand, und in ihrem Schein erkenne ich dich wieder. Deine Silhouette erkenne ich wohl und über deinem Gesicht liegt bald der muffige Moder der Vergangenheit. Dein periodisches Licht ist nun erloschen und dein Schatten hängt nicht mehr über mir wie ein Spinnennetz. Je mehr ich mich bewege, desto freier werde ich; dein Netz klebt nicht mehr an mir; dein Schweiß klebt an mir. Ich höre den Gesang der Sirenen und die flackernde Flamme der Kerze vor meinen Augen wird zu einem flackernden blauen Licht...